Der Zweifel

Von Günther Gillessen

Als Kunstkritiker trat Benno Reifenberg 1919 in die Redaktion der Frankfurter Zeitung ein. Er wurde die „Seele der FZ“ – bis er als „Halbjude“ die Zeitung Anfang 1943 verlassen mußte. Nach dem Krieg rief Reifenberg die Zeitschrift „Die Gegenwart“ ins Leben. Es war eine Art Wiedervereinigung mit der Frankfurter Zeitung, als Reifenberg 1959 Herausgeber der Frankfurter Allgemeinen Zeitung wurde.

Die Stadt Neustadt im Schwarzwald hat vor kurzem eine der schönsten Panoramastraßen über dem Tal der Gutach nach Benno Reifenberg benannt. Sie ehrte damit das Andenken eines Herausgebers der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, der in dieser Stadt in den letzten beiden Jahres des Krieges ein Versteck, eine Zuflucht und Schutz gefunden hatte.

Wer war Benno Reifenberg, und wie kam er ausgerechnet nach Neustadt? Über Reifenberg kann man nicht sprechen, ohne über die Frankfurter Zeitung zu sprechen, vor allem über ihre schwierigste Zeit zwischen 1933 und ihrem Verbot im Jahr 1943. Wenige Jahre nach der Revolution von 1848 gegründet, stieg die FZ bald zum führenden Blatt des deutschen Liberalismus auf. Nach ihrem Erscheinungsbild und der Art und Weise ihrer Berichterstattung entsprach sie einem Typus Zeitung, der heute fast vollkommen verschwunden ist: ruhig überlegt, distanziert, Maß in allem und doch entschieden.

So beschaffen war auch die Frankfurter Zeitung – und darum im Deutschland der Nationalsozialisten zur Zerstörung ausersehen. Das Blatt wurde im Sommer 1943 verboten, und zwar auf Hitlers persönlichen Befehl. Er hatte die Frankfurter Zeitung wie keine andere bürgerliche Zeitung gehaßt. Man kann es in „Mein Kampf“ nachlesen.

Aus der 1943 zerstreuten Redaktion gingen nach 1945 mehrere Zeitungen hervor, in Freiburg, Leutkirch, Stuttgart und Mainz – und die Zwei-Wochen-Zeitschrift „Die Gegenwart“. Sie wurde hauptsächlich von Benno Reifenberg redigiert und erschien zunächst in Freiburg, später im alten Verlag der FZ, der Frankfurter Societäts-Druckerei. Die Zeitschrift konnte anfänglich in allen vier Besatzungszonen vertrieben werden. Sie ist eine einzigartige Quelle zur Beschreibung der ersten Nachkriegsjahre in Deutschland.

Deutsche Kommunisten in Frankfurt und eine Gruppe „antifaschistischer“ Spezialisten in der amerikanischen Militärregierung unterdrückten gemeinsam die ersten Versuche, die Frankfurter Zeitung wiederzugründen. Erst 1949, nach der Aufhebung des Lizenzzwanges, konnte Erich Welter eine neue Zeitung, die Frankfurter Allgemeine, gründen. Sie konnte nach und nach den größten Teil der alten FZ-Redaktion an sich ziehen.

Ein Blick, in dem die Augen zu hören schienen

Es gibt manche Fotografien von Reifenberg, aber eigentlich nur zwei Arten. Die zumeist verbreiteten zeigen den würdigen Senex mit einem milden, etwas vorüberschauenden Lächeln, den Herausgeber der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, das Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, den Goethe-Preisträger der Stadt Frankfurt, den Freund von Theodor Heuss, Wilhelm Hausenstein und Ernst Beutler, dem Goethe-Forscher und Direktor des „Freien Deutschen Hochstifts“ in Frankfurt.

Und dann gibt es aus der Zeit des Ersten Weltkrieges ein Bild des 22 Jahre alten Artillerieleutnants von der Westfront: das schmale, verträumte Gesicht eines jungen Mannes, ernst und schön. Auch hier der vorbeischauende Blick. Ein stummes Prüfen, scheinbar ohne festes Ziel, mit dem er seinem Gesprächspartner nahe sein konnte, ohne ihm mit einem direkten Blick zu nahe zu treten noch sich selbst zu nahe treten zu lassen. Es war ein Blick, in dem die Augen zu hören schienen. Reifenberg erfaßte die Welt vor allem sinnlich, nicht analytisch und abstrakt.

Benno Reifenberg nannte sich zeitlebens nicht einen Schriftsteller (der er gleichwohl auch war), sondern einen Journalisten, dem es freilich mehr um Einsicht und Verstehen ging als um ein kämpferisch verstandenes „Engagement“. Zu seiner Zeit gab es in Deutschland kaum einen professionellen Journalisten, der allein dies sein wollte, zugleich aber auch vieles andere war: universalistischer Bildungsmensch, doch von geradezu antiintellektueller Natürlichkeit, Kunstverständiger und Künstler (er zeichnete gern und gut), Freund der klassischen und modernen Malerei, Liebhaber des (groß-)bürgerlichen klassizistischen Frankfurter Westends. Reifenberg war auf vielen Gebieten von Kunst, Literatur und Kultur zu Hause, ein anspruchsvoller Kenner, doch nie Spezialist – ein Amateur in jeder guten Bedeutung des Begriffs.

Man kann einen Menschen kaum anders als in seinen Eigenschaften beschreiben. Doch im Falle Reifenbergs läuft die Aufzählung seiner Qualitäten Gefahr, den Eindruck der Balance und Harmonie zu stören, in der er sich befand und die er ausstrahlte.

Viele, die sich zu ihm hingezogen fühlten, bemerkten etwas Unschuldiges, aber auch Unberührbar-Kühles in seinen wasserhellen, verträumt wirkenden Augen. Dieser sinnende Blick blieb ihm bis ins hohe Alter. Bezeichnend für Reifenbergs Sorge, die Dinge und die Menschen niemals zu nahe an sich herankommen zu lassen, war, wie er auf eine kurzzeitige Verhaftung 1937 durch die Gestapo wegen eines anzüglichen Textes zur Entfernung von van Goghs „Dr. Gachet“ aus dem Frankfurter „Städel“ reagierte: Den Anzug, den er bei seiner Festnahme und dem Verhör getragen hatte, trug er nie wieder. Viele Monate nach der Verdrängung dieser Erlebnisse folgte ein gesundheitlicher Zusammenbruch.

Margret Boveri nannte Reifenberg „die Seele der FZ . . . Seine große Begabung ist die menschliche Atmosphäre, die er schafft. Man (ob Mann oder Weib) kann nicht anders als ihn lieben, und bei den starken Gegensätzen, die auch in einer aufeinander abgestimmten Redaktion bestehen, ist die Serenität eines solchen Mannes von unschätzbarem Wert.“ Reifenberg, das ist hinzuzufügen, kannte seine Wirkung und wußte sie auch einzusetzen. Sie begründete seine Autorität in einer kollegial verfaßten und sich kollegial verantwortlich fühlenden Redaktion, in der es keinen Chefredakteur gab, nur diese milde und anspruchsvolle Herrschaft ihres Vorsitzenden. Der Gestapo gelang es übrigens nie, in dieser großen Redaktion einen Spitzel zu finden oder in sie einzuschleusen, wie man einer resignierten Bemerkung in einem Bericht der Gestapo-Stelle Frankfurt an die Berliner Zentrale entnehmen kann.

Reifenbergs politische Beurteilungen waren von eigentümlicher, intuitiver Art. Er betrachtete die handelnden Personen als Personen, und daraus verstand er, wes Geistes Kind ihre Politik war. Es stimmt, was Wilhelm Hausenstein in seinem Tagebuch unter dem Datum 25. Oktober 1955 über den Freund notierte: „Ich habe die Empfindung, Reifenberg betrachte das Politische einigermaßen so, wie er eine Landschaft betrachtet – genau, mit allen Unterscheidungen, mit Herz und Sinnen, aber er ‚contempliere‘ sie eben, und daher fehle das eigentlich Politische, die vereinfachende und zur Tätigkeit drängende Willentlichkeit.“

Reifenberg schrieb einen makellos reinen Stil; es war nichts Eitles darin. Das „schöne Schreiben“, das heute kaum ein Journalist noch sucht, schien ihm mühelos aus der Feder zu fließen. So schauten auch seine Manuskripte und Briefe aus. Die Handschrift läuft klein und leicht – nur gelegentlich ist ein Wort gestrichen und durch ein anderes ersetzt. Talent oder Disziplin?

Reifenberg war 1892 in Oberkassel am Rhein geboren worden, in Frankfurt aufgewachsen und da zur Schule, aufs humanistische Kaiser-Friedrich-Gymnasium (heute Heinrich-von-Gagern-Gymnasium), gegangen. Vor dem Weltkrieg studierte er in Genf, München und Berlin Kunstgeschichte. Im Sommer 1914 meldete er sich sogleich als Kriegsfreiwilliger und verbrachte vier Jahre an der Westfront in Frankreich. Bei Langemarck war er nicht dabei, aber am Chemin des Dames. Er teilte die Erfahrungen jener Studentengeneration, die das „Fronterlebnis“ verband. Reifenberg bewahrte es auf eine das Erlebte leicht überhöhende (jugendbewegte?) Weise. Jedenfalls kehrte er aus diesem Krieg innerlich ungebrochen zurück, nicht verzweifelt wie Erich Maria Remarque, nicht idealistisch-gehärtet wie Ernst Jünger. Auch nicht angebrochen wie Friedrich Sieburg. Auf Langemarck und das Fronterlebnis kam Reifenberg, im Unterschied zu anderen Kriegsteilnehmern in der Redaktion, immer wieder zu sprechen, es beschäftigte ihn ein Leben lang.

Reifenberg war ein „abgebrochener“ Student der Kunstgeschichte. Im Winter 1918 heimgekehrt, wollte er nicht mehr in die Hörsäle der Universität zurück, sondern von jetzt an unakademisch, auf eigene Faust, in den Museen Bilder studieren, Landschaften und Städte zu Fuß durchwandern und beschreiben, vor allem Frankfurt und Paris, die Landschaften an Rhein und Main und im französischen Nordosten, den er im Krieg kennengelernt hatte.

1919 trat er als Kunstkritiker in die Frankfurter Zeitung ein. 1924, im Alter von 32 Jahren, war er Leiter des Feuilletons, was bei der kollegialen Verfassung der Redaktion zwar nicht so viel bedeutete, wie es klingt, aber doch das Ansehen des jungen Mannes erkennen läßt.

Friedrich Sieburg sagte über das Feuilleton der Frankfurter Zeitung der zwanziger Jahre, es habe kaum einen Autor und kaum ein literarisches Werk der Epoche gegeben, die nicht hier der Öffentlichkeit vorgestellt worden seien. Reifenbergs Urteil sei von keiner Fessel gebunden gewesen außer von seinem untrüglichen Gefühl für Qualität. Manchmal allerdings habe die allseitige Offenheit bei Lesern, die im Glauben an die bürgerliche Lebensform noch nicht wankend geworden waren, auch respektvolles Kopfschütteln erregt. Sieburg empfand Reifenberg in seinen jüngeren Jahren offensichtlich um einige Grade zu avantgardistisch und befürchtete, der Kollege könne den Unterschied zwischen Kunst und Innenpolitik, zwischen Literatur und Sozialpolitik übersehen. Sieburg sah das wohl richtig.

In allen Zeugnissen über Reifenberg trifft man auf diesen wichtigsten Zug seines Wesens: einen Mann, den alles interessieren konnte; der verabscheuen, aber nicht hassen konnte. Katholisch im kirchlichen Sinne, wie etwa Wilhelm Hausenstein, war er gewiß nicht – aber gleichwohl katholisch in dem ursprünglichen, griechischen Sinne des Wortes, als ein aufs Ganze des Menschen und der Welt gerichteter Geist, „a man of catholic tastes“. Ich kenne keine Zeile Reifenbergs, die über seine Religiosität Auskunft gäbe. Doch war er auch nicht ein Verächter der Religion. Er war wohl ein Agnostiker. Es erscheint nicht ungerecht, ihn einen frommen Agnostiker zu nennen. In vielem zeigte sich ein goethisch gesinntes Wesen.

Seit dem Sommer 1932 spitzte sich die Krise der Weimarer Republik zu. Im Juli verübte Reichskanzler von Papen den Staatsstreich gegen die preußische Regierung. Im September erreichten die Nationalsozialisten ihre höchste, in freien Wahlen erlangte Stimmenzahl. Im Sommer war in Potempa (Schlesien) eine Bande von SS nächtens in das Haus eines kommunistischen Bergarbeiters eingedrungen und hatte ihn vor den Augen seiner Angehörigen auf bestialische Weise ermordet. Als die Täter Wochen später zum Tode verurteilt worden waren, druckte die Frankfurter Zeitung auch das Telegramm, das Hitler den Mördern ins Gefängnis schickte: „Meine Kameraden! Angesichts dieses ungeheuerlichen Bluturteils fühle ich mich mit Euch in unbegrenzter Treue verbunden. Eure Freiheit ist von diesem Augenblick an eine Frage unserer Ehre . . .“

Am Jahreswechsel 1932/33 spann Papen in vertrautem Umgang mit Reichspräsident von Hindenburg seine Kabale gegen den Reichskanzler von Schleicher, die zu dessen Sturz und am 30. Januar 1933 zur Ernennung Hitlers zum Reichskanzler führte. An diesem Tag schrieb Benno Reifenberg den Leitartikel. Er trug den Titel „Der Zweifel“. Reifenberg befaßte sich nicht lange mit den parlamentarisch-politischen Elementen der neuen Lage. Er urteilte über die Person des neuen Reichskanzlers: „Wir versprechen uns nichts, weil es uns unmöglich ist, den Politiker vom Menschen zu trennen. Wir haben in diesem Augenblick, in dem Herrn Hitler die Kanzlerschaft des Deutschen Reiches übertragen worden ist, offen auszusprechen, daß er bis zur Stunde den Beweis menschlicher Qualifikation für dieses hohe Amt der Nation schuldig geblieben ist. Es ist uns unmöglich, jenes Telegramm zu vergessen, mit dem Herr Hitler sich mit den Mördern von Potempa solidarisch erklärt hat.“ Der „grundsätzliche Zweifel an der Person Adolf Hitlers“ veranlasse die Zeitung, sein „Regierungsexperiment“ rundweg abzulehnen, falls es nicht noch durch eine ausdrückliche oder stille Mitwirkung der Zentrumspartei parlamentarisch abgesichert werde. Unterlasse die neue Regierung diesen Versuch, wisse man, daß sie kurzsichtig genug sei, der Nation ein autoritäres Regime aufzuzwingen.

Dienstag, 31. Januar 1933

Frankfurter Zeitung

Frankfurt, 31. Januar.

Der Zweifel.

Die letzte Kerze

Der starke Ton dieser Kampfansage ins Angesicht der neuen Inhaber der Macht überrascht. Aber wer sich über die anscheinend außerordentliche Kühnheit dieses Leitartikels wundert, begeht den Fehler, die Geschichte des Nationalsozialismus von ihrem bekannten Ende her zu betrachten. Die Vorstellungen, die man sich Anfang 1933 von der neuen Regierung und ihren Möglichkeiten machte, schlossen zwar Erfahrungen individuellen Terrors ein, den die Horden der SA ausüben konnten, aber er erschien bislang eher wildwüchsig.

Von der Diktatur Hitlers, die man voraussah, befürchteten viele zwar schwere Beeinträchtigungen der Grundrechte der Bürger und auch zahlreiche Rechtsbrüche, aber die wenigsten die Errichtung eines kompletten Unrechtssystems und die absolute Schutzlosigkeit des einzelnen. Die Zeitung erwartete schwere Kämpfe, aber nicht, dabei wehr- und rechtlos zu sein. Nur so ist der Ton zu erklären, in dem die Auseinandersetzung begann. Es war ungefähr der Ton, in dem man Bismarck im preußischen Verfassungskonflikt den Kampf hätte ansagen können in der sicheren Erwartung, von den Gerichten einigen Schutz zu erhalten. Man stellte sich Anfang Februar 1933 kaum vor, daß es in dem vom Recht geprägten Raum eines zivilisierten europäischen Staates eine Herrschaft ganz ohne Recht geben könne.

Die Zeitung wehrte sich in den folgenden Jahren listen- und trickreich dagegen, „gleichgeschaltet“ zu werden. Und beharrlich versuchte sie, die Presselenkung und die Zwänge der Zensur dadurch zu unterlaufen, daß sie gewissermaßen zwei Zeitungen in einer Zeitung veröffentlichte. Um ihrer Fortexistenz willen konnte sie nicht vermeiden, von der Presselenkung aufgezwungene Botschaften der Machthaber zu veröffentlichen, aber sie verstand doch, diese Texte mit sprachlichen und typographischen Signalen ihres eigenen Widerwillens zu markieren und parallel dazu die Ideologie des Nationalsozialismus und ihre Propagierung mit scheinbar unverfänglichen, aber auch doppeldeutigen und damit schwer „faßbaren“ Informationen, Interpretationen, Andeutungen sowie anzüglichen Beiträgen aus scheinbar unpolitischen Anlässen der Geschichte, der Religion, der Literatur oder der Auslandsberichterstattung zu unterlaufen und zu konterkarieren. Das alles auch in makellosem Deutsch, das jeden Anklang von NS-Sprache vermied und mit Hilfe dieses wohlbedacht erzeugten Kontrastes um so deutlicher die Gemeinheit und Unannehmbarkeit der Sprache und der Gesinnung des Nationalsozialismus hervortreten ließ.

Diese mit hoher Raffinesse geführte, prinzipiell nur defensiv führbare Auseinandersetzung zog sich über viele Jahre hin. Bis zum Verbot im Sommer 1943 führte die FZ auf einer immer dünner werdenden Unterlage eine immer schwächer hörbare, doch bis zum Schluß vernehmliche Gegenrede, die eine – wie in allen Diktaturen – auch immer feinhörigere werdende Leserschaft deutlich verstand. Als die Zeitung verboten wurde, nach Stalingrad, der Landung der Alliierten in Italien, der Verschärfung des Luftkrieges und der absoluten Verdunkelung des Landes in jeder übertragenen Bedeutung schwärzester Nacht, da war es, wie Reifenberg kurz nach dem Krieg schrieb, als ob in einem abgesperrten, dunklen Raum „die letzte Kerze ausgeblasen“ würde.

Im Palazzo Ducale von Mantua ist in den Gemächern der Isabella d’Este, der Gemahlin des Herzogs Francesco II. Gonzaga, ein einarmiger Leuchter zu sehen. In dessen Fuß hatte die Dame ihr Motto eingravieren lassen: „Sufficit unum in tenebra – ein einziges Licht genügt in aller Finsternis.“ Das Wort ist ein Trost, es trifft ins Herz. Man könnte es auch so übersetzen: Wenigstens einer muß der Finsternis entgegentreten, bis der Morgen anbricht. Auf das Lichtzeichen kommt es an: Es gibt sie, die andere Welt. Du bist nicht ganz verlassen, da ist wenigstens noch einer, der über das Regime der Finsternis so denkt wie du.

Man muß bei der Deutung von Reifenbergs Kerzen-Metapher nicht bis an diesen Punkt gehen – sie ist auch auf halber Strecke ein Zeugnis dafür, wie die Redaktion ihre Aufgabe gegenüber ihren Lesern verstand, und zwar zu damaliger Zeit, nicht in nachträglicher Verklärung.

Wenige Monate vor dem Verbot der FZ war die Redaktion gezwungen worden, sich von den letzten fünf Kollegen zu trennen, die entweder „Halbjuden“ wie Reifenberg waren oder mit Jüdinnen verheiratet wie Wilhelm Hausenstein, Dolf Sternberger und Otto Suhr, der spätere Berliner Regierende Bürgermeister. Die Wehrmacht konnte gewissen Schutz bieten. Die Zeitgenossen wußten es. Reifenberg war Leutnant des Ersten Weltkriegs. Er ging zum Wehrmeldeamt. Der Major kannte den Namen. Er ließ ihn ein paar Minuten warten und kam zurück: „Wir haben beschlossen, Sie nicht zu melden.“ Das war wohl schützend gemeint, aber nicht der erhoffte Schutz. Was nun? Zum Roten Kreuz?

Marie Luise von Kaschnitz riet Reifenberg, Franz Büchner, den Pathologen in Freiburg, aufzusuchen. Der „heilige Franz“, wie er in einer Gruppe kirchlich-oppositioneller Professoren in Freiburg genannt wurde, empfahl Reifenberg weiter an antinationalsozialistische Freunde, den Hirnforscher Professor Oskar Vogt und dessen französische Frau Cécile, ebenfalls eine große Gelehrte, in Neustadt im Schwarzwald. Reifenberg fuhr noch am selben Tag mit der Höllentalbahn dorthin. „Haben Sie schon naturwissenschaftlich gearbeitet?“ fragte Vogt ihn. Reifenberg konnte ihm nichts anderes anbieten als einen „logischen Verstand“ und „ein gutes Augengedächtnis“. Vogt stellte ihn als Volontär ein. Reifenberg war ein guter Zeichner.

Ein stiller Patriot

So lernte Reifenberg zu mikroskopieren, half mit, das menschliche Gehirn in schmale Schichten zu zerlegen, Schnitt für Schnitt einzufärben, die Strukturen zu erkennen und abzuzeichnen – Tausende von Blättern, die Grundlage für einen Atlas der Hirnschichten. Er vertiefte sich mit ganzer Wißbegier in diese neue Welt, fragte, las, studierte, sezierte, mikroskopierte, implantierte am klassischen Objekt der Genetik, der Taufliege Drosophila. Durch eine merkwürdige Wendung seines Geschicks war Reifenberg in der Abgeschiedenheit seiner Schwarzwälder Zuflucht zum Amateur-Naturforscher geworden – und so trat nun nochmals ein an Goethe erinnernder Zug seines Wesens hervor. In Neustadt, in der Schillerstraße 17 (das Haus steht nicht mehr), fanden die Reifenbergs – Benno, der Sohn Jan und zwei zierliche Frauen, Maryla, die polnische Ehefrau, und deren Mutter – bei einer Witwe eine vorläufige Bleibe und nach Kriegsende eine zweite im nahegelegenen Saig. Von dort aus gründete er die „Gegenwart“.

Im Jahr 1959 war die Zeitschrift wirtschaftlich am Ende. Nun stieß die Gruppe um Reifenberg zur Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Reifenberg wurde in das Kollegium der Herausgeber aufgenommen. Ich erinnere mich an die erste Redaktionskonferenz mit ihm – eine Art Wiedervereinigung der FZ, freilich ohne Wiederherstellung des alten Zeitungstitels. Es war meine erste Begegnung mit Benno Reifenberg, und ich gestehe, daß ich ihn bald mit ähnlicher Verehrung betrachtete, die die Kollegen empfunden hatten, die in den dreißiger Jahren junge politische Redakteure gewesen waren. Ich erinnere mich an Leitartikel-Konferenzen jener Zeit. Der Streit über Adenauers Westverträge war ausgefochten und entschieden, doch im Lande noch nicht ausgestanden. Er hatte sich fortgesetzt in dem Streit über die Wiederbewaffnung und danach über amerikanische Atomwaffen für die Bundeswehr. In allem ging es auch um die Haltung der Zeitung in der Deutschland-Politik, zum Berlin-Ultimatum Chruschtschows, zum Rapacki-, Eden- und Herter-Plan, zur Genfer Viermächtekonferenz von 1959 mit zwei deutschen Botschaftern an „Katzentischen“.

Reifenberg pflegte in diesen Erörterungen lange zuzuhören – aber gegen Ende hörten wir zu, was er, ein wenig stockend und mit einer Stimme ohne schneidende Konsonanten, an Beobachtungen beitrug, zu denen wir ihn vielleicht angeregt hatten, aber auf die keiner von uns gestoßen war. Er beleuchtete den Stoff neu, und dabei lichtete sich das Bild.

Gerade in den Fragen der Deutschland-Politik spürte man die tiefe Liebe diese Mannes zum eigenen Land, den Schmerz über die Teilung und über das ganze Elend, das deutsche Barbaren Deutschland angetan hatten. Reifenbergs stiller Patriotismus rührte die Jüngeren in der Redaktion ein wenig altmodisch an, aber wir bemerkten an ihm keinerlei nationale Enge und keinerlei Widerspruch zu dem anderen Gedanken, daß Deutschland Teil Europas war und das deutsche Volk in die Gemeinschaft der westlichen Völker gehörte, dahin zurückkehren und darin auch bleiben sollte.

1970 starb Benno Reifenberg. Karl Korn und Dolf Sternberger sprachen am Grab. Es liegt an der Nordwand des Friedhofs von Kronberg.

*

Der Verfasser war von 1958 bis 1995 Redakteur dieser Zeitung.

Fotos F.A.Z. Bildarchiv, Wolfgang Eilmes